



Wir kommentieren

welsche Stimmen zum Malaise der Schweiz: Wie reagiert die Schweiz auf das Tempo der Weltentwicklung? – Ein Sonderheft von «Choirsir» zur rechten Zeit – Fundamentale Ignoranz zwischen den Landesteilen – Das Fernsehen könnte sie überbrücken – Die Last der politischen Strukturen – Im neunzehnten Jahrhundert stehen geblieben? – Verfälschter oder überholter Föderalismus – Dringlichkeit der Koordination: Forschung, Hochschulwesen, Volksschulreform – Außenpolitik: Wer hat Angst vor Sam und Michel? – Näher der UNO als der EWG.

ein Manko in der kirchlichen Führungsschulung: Ein Vorschlag aus England: Managerschulen für Pfarrer und Bischöfe – Die Kirche bedarf der Kunst der Führung – Finanzen und Public Relations – Psychologie und Verhaltensforschung – Kanäle nach «oben».

Spiritualität

Der Mensch vor Gott: Wie kann der Mensch zum Verständnis Gottes gelangen? – Neue Akzentsetzungen – Wenige erfahren, daß sie vor Gottes Angesicht stehen – Heilige sind solche Menschen – W. Nigg, der protestantische Hagiograph – Der Heilige im Spannungsfeld der Heiligkeit Gottes und seiner eigenen Menschlichkeit – Die Bedeutung des Dämonischen im Leben der Heiligen – Auserwählung bedeutet übermenschliche Anforderung – Das Ringen um die eigene Seele, Voraussetzung für den Kampf um das Heil der Mitmenschen.

Kommunismus

Die glückverheißende und mordende Oktober-Revolution (2): Forcierte Industrialisierung – Lenin: «Man kann Analphabeten bei der Elek-

trifizierung nicht brauchen» – Das Wertvollste der Revolution, Erhöhung des Bildungsniveaus – Die Revolutionäre finden zum Prinzip der Evolution zurück – Restaurative Tendenzen – Ablösung einer herrschenden Schicht durch eine andere – Diadochenkämpfe unter dem Vorwand ideologischer Prinzipien – Auswirkungen im Kunstschaffen – Revolution nur noch für die andern – Die bereits Erlösten wollen keine Revolution mehr.

Literatur

Rolf Hochhuth, Soldaten: Diesmal Winston Churchill als Zielscheibe – Der Kriegspremier zweier Verbrechen beschuldigt – Premiere in London verboten – Zwischen Dichtung und Wahrheit – Klassische Vorbilder – Das Stück verrät mehr Fanatismus als künstlerische Gestaltungskraft.

KOMMENTARE

Nach zwanzig satten Jahren

Stabilität hat in unserer bewegten Welt noch immer oder erneut ihren Nimbus. So möchte man mindestens vermuten, wenn man sich anhört, wie besonders «geeignet» die Schweiz als Sitz von Wirtschaftsunternehmungen interkontinentalen Ausmaßes empfunden wird. Die Umgründung der Genesco-Interstyle AG mit Sitz in St. Gallen und der Kommentar, den ihr Verwaltungsrat, Volker Götz, dazu gegeben hat (es war nicht wegen der Steuern – «dann hätten wir uns eher für Luxemburg entschieden»), hat wieder einmal das «Paradies Schweiz» ins Gespräch gebracht. Man kennt die Lobsprüche. Da ist nicht nur alles so sauber (auch die Gewässer?), sondern da ist auch alles am rechten Platz, wohl eingerichtet, und vor allem die politischen Verhältnisse erfreuen sich dank dem ruhigen Temperament des Schweizers (und trotz seines chronischen Schimpfens) einer unwandelbaren Festigkeit. Unruhen jedenfalls sind hier nicht zu befürchten, und die Ausnahme Jura bestätigt nur die Regel: als dort einmal der Funke zündete, blieben die übrigen Eidgenossen kalt.

Aber in der Schweiz selber fühlt man sich in dieser Ruhe nicht mehr ruhig, und die Besorgnis, den Anschluß an die immer rascher fortschreitende Entwicklung der übrigen Welt zu verpassen, wächst. Jedermann spricht von einem «Malaise». Professor Max Imboden, der Staatsrechtler der Basler Universität, sah schon vor drei Jahren mit dem Wort vom «Helvetischen Malaise» eine «immer weiter um sich greifende schweizerische Grundstimmung» ausgedrückt: «Eine seltsame Mittellage zwi-

schen ungebrochener Zuversicht und nagendem Zweifel ... Noch bleibt die Haltung der Bürger weit von der offenen Ablehnung entfernt; aber das selbstverständliche Einvernehmen mit der politischen Umwelt und ihrer Form, der Demokratie, ist zerbrochen.»¹

Nun sind, nach einem Wort des alten Freiburger Aristokraten Gonzague de Reynold, die Schweizer seit bald zwei Jahrhunderten sozusagen bewußte Pessimisten. In Wirklichkeit stehen die Schweizer mit ihrem Gefühl, eine Krise durchzumachen, keineswegs isoliert da; sie teilen es mit ihren Zeitgenossen. Ähnlich wie man an der römischen Bischofssynode betonte, die «Glaubenskrise» in der katholischen Kirche habe ihre Wurzeln in einer umfassenden Kulturkrise, so wird man das schweizerische Phänomen nicht losgelöst von einem universellen Malaise und – positiv – von den Geburtswehen einer neuen, Europa und die Welt verändernden Zivilisation sehen dürfen.

Zwischen «Malaise» und Totalrevision

Aber trotz dieser großräumigen Verflechtung gibt es das spezifische kleinräumige «Malaise helvétique». Nach Professor Imboden sind sowohl seine Symptome wie seine Ursachen greifbar. Unter den Symptomen nannte er an erster Stelle die ständige Abnahme der Stimmbeteiligung, weniger bei Wahlen als bei Sachabstimmungen, die für die schweizerische

¹ Max Imboden, Helvetisches Malaise, Polis 20, Evangelische Zeitbuchreihe, EVZ-Verlag, Zürich 1964.

Referendumsdemokratie charakteristisch und für die demokratische Meinungsbildung in der Schweiz ausschlaggebend sind. Symptomatisch fand Imboden ferner den Leerlauf und die Anonymität der Wahlpropaganda, den Konformismus der Parteien untereinander und mit den Behörden, das Fehlen einer konstruktiven, kraftvoll überlegenen Opposition: Dinge, die man in Deutschland ja auch beklagt, dort aber nicht selten damit entschuldigt, daß man mit der Demokratie erst eine relativ kurze Erfahrung gemacht habe. In der Schweiz läge es demnach nahe, umgekehrt von einer Ermüdung, von Altersbeschwerden der Demokratie zu sprechen. Tatsächlich gibt dazu die Analyse der Ursachen der helvetischen Krise etwelchen Anlaß. Die Kraft zu institutionellen Reformen hat seit Beginn des Ersten Weltkrieges eindeutig abgenommen, denn im Gegensatz zu den laufenden Reformen kantonaler Verfassungen vor diesem Zeitpunkt ist es *nach* ihm, also seit mehr als einem halben Jahrhundert, nicht mehr gelungen, auch nur *eine* der 25 Kantonsverfassungen einer Totalrevision zu unterziehen. Erst recht ist eine solche für das Grundgesetz auf Bundesebene ausgeblieben, mag auch die heute vierundneunzigjährige Bundesverfassung ob ihrer 66 Teilrevisionen eines der am häufigsten geänderten Grundgesetze auf der ganzen Welt sein. Es ging bei diesen partiellen Änderungen vor allem um die ständige Ausweitung der Kompetenzen des Bundes und der Staatsaufgaben überhaupt, aber am Gefüge der Behörden wurde kaum gerüttelt, und ein Neudurchdenken der großen Zusammenhänge unterblieb. Die Last dieser Unterlassung liegt heute schwer auf den Schweizern, die die Ausübung ihrer berühmten Volksrechte heute weitherum fragwürdig finden, die politische Entscheidung und deren technische Vorbereitung allenthalben vermischt sehen und sogar im Schutz der individuellen Freiheitsrechte gegenüber der Europäischen Menschenrechtskonvention einen eklatanten Rückstand beklagen müssen.²

Diese und andere Einsichten haben zur Forderung nach einem «bewußten Neubau» geführt. Im Mai 1966 brachte Professor Imboden im Rahmen einer Feier der Hochschule St. Gallen seine Gedanken zur Totalrevision der Schweizerischen Bundesverfassung vor³, und unmittelbar darauf, in der Junisession des gleichen Jahres, nahmen sowohl der Nationalrat wie der Ständerat einstimmig je eine Motion an, wonach die Frage der Totalrevision geprüft werden muß. Am vergangenen 1. Dezember 1967 hat die vom Bundesrat gebildete Kommission einen Fragebogen an die Kantone, Parteien und Hochschulen versandt und damit ein erstes Verfahren zur Abklärung eingeleitet.⁴ Die traditionellen Strukturen der Schweiz sind fortan höchstoffiziell in Frage gestellt.

«Schweiz, Ende oder Anfang?»

Zur rechten Zeit kommt daher in diesen Tagen eine Sondernummer der Westschweizer Monatsschrift CHOISIR⁵ unter dem Titel «Eessor ou déclin de la Suisse» heraus. Der Titel klingt an den berühmten Hirtenbrief über die Kirche an, mit dem Kardinal *Subard* von Paris fünfzehn Jahre vor Eröffnung des Konzils die wegweisenden Gedanken Papst Johannes' XXIII. zu einem schönen Teil vorwegnahm. Was damals weit über die Grenzen Frankreichs hinaus als Fanal der Hoffnung und Ansporn zum Engagement wirkte, soll bei den Katholiken der Westschweiz anklingen, wenn sie nunmehr aufgefordert wer-

den, mitzudenken und mitzuplanen, wo es um den Neubau ihres Landes geht.

Unmittelbare Veranlassung zu dieser Sonderausgabe ist das Erscheinen des hundertsten Choisir-Heftes in diesem Monat Februar. Die «Orientierung» gratuliert ihrem jüngeren Bruder dazu aufs herzlichste. Die Gründung erinnert an die Tage, da Papst Johannes das Konzil ankündigte, und so stand Choisir von Anfang an im Zeichen der Ökumene und der kirchlichen Erneuerung. Information über diese Bereiche ist denn auch nach einer jüngst durchgeführten detaillierten Meinungsforschung unter der Leserschaft am meisten gefragt, gefolgt von den Sparten «Theologische Vertiefung» und «Soziale Fragen». Aber dann kommt bereits die Sparte «Politique Suisse». In der Tat war es für Choisir von Anfang an charakteristisch, aktuelle Probleme schweizerischer Politik aufzugreifen, zwar nicht im Sinne einer bestimmten Partecipolitik und auch nicht in Form von aufsehenerregenden Stellungnahmen zu Sachproblemen, wohl aber in abgewogener Darstellung der verschiedenen Gesichtspunkte als Hilfe zu einer Beurteilung aus christlicher Sicht, wobei im Falle bestimmter Stellungnahmen auch abweichenden Auffassungen Raum geboten wurde. Es entspricht also durchaus der Tradition von «Choisir», wenn es seine erste Jubiläumsnummer «Schweiz, Ende oder Anfang?» betitelt.

Die französische Schweiz und die Deutschschweizer

In erster Linie muß es uns freuen, daß sich hier die Westschweiz, oder, wie wir Deutschschweizer sagen, das Welschland, la Suisse romande, zum Wort meldet. Chefredaktor Dr. Raymond *Bréchet* vermerkt mit maliziösem Lächeln, es sei doch merk-würdig, daß die deutschschweizerischen Mitbürger zur Bezeichnung der staatspolitischen Krise ein Wort aus dem Sprachschatz von «jenseits der Saane» verwendeten. Tatsächlich sprach man schon längst vom welschen «Malaise», bevor es sich zum helvetischen auswuchs. Denn das weltberühmte Zusammenleben mehrerer Sprachgemeinschaften in der Schweiz ist ja keineswegs so innig, wie manche hinter den Turmbau von Babel zurückweisende oder bereits das himmlische Jerusalem vorwegnehmende Paradiesvorstellungen ausländischer Bewunderer wahrhaben wollen. So bekennt Otto *Frei*, Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» für die welsche Schweiz, er habe manchmal fast den Eindruck, daß «die Beziehungen zwischen den beiden Landesteilen vornehmlich darin bestehen, möglichst wenig voneinander Notiz zu nehmen». Hüben und drüben scheinen der Fragewille und die fruchtbare Neugier zu fehlen. Aber dem Deutschschweizer *Frei* im welschen Lausanne geht es vor allem um die «fundamentale Ignoranz» seiner robusten alemannischen Landsleute, um ihren törichten Hang zum Paternalismus, um die fatale Disposition, die lateinischen Brüder nicht voll ernst zu nehmen: «Je mehr der Deutschschweizer den Träger der Staatsidee, das bürgerliche Pflichtbewußtsein und die ökonomische Potenz hervorkehrt, desto stärker betont der Romand mit Recht die «force de création française», wenn er nicht mit schlanker Ironie und spöttelnder Finesse reagiert, die aber oft so in Watte verpackt serviert wird, daß der so selbstsichere und deshalb ahnungslose Partner nichts merkt.»

Man kann sich nun freilich fragen, ob das alles so neu ist und wie weit es – mit *Frei* – den letzten zwanzig Jahren einer unwahrscheinlichen Hochkonjunktur und der von ihr «weiterum erzeugten Atmosphäre der Gedanken- und Kritiklosigkeit, der Indifferenz und Seelenträgheit» zuzuschreiben ist. Aber *Frei* nennt Symptome: Hüben und drüben schwächt sich die Tradition ab, daß die jungen Leute ein oder zwei Jahre bei den Schweizern der andern Zunge leben. Das «Welschlandjahr» der Deutschschweizer ist in der Tat bei vielen von einem «Englandjahr» abgelöst worden, und die Neigung der Jungen zu amerikanischer Lebensweise «angefangen vom Whisky bis zur Literatur und Sprache» kann auch nicht bestritten werden, nur sollte man nicht exklusiv die «jungen Zürcher» damit behaften.

Einen wirklich wunden Punkt aber berührt *Frei* mit dem Hinweis auf das Fernsehen. Hier ist von Anfang an eine Chance verpaßt worden. Niemand zwar, der neben dem Programm

² Vgl. O. K. Kaufmann, Frauen, Italiener, Jesuiten, Juden und Anstaltsversorgte. Vorfragen eines Beitritts der Schweiz zur Europäischen Menschenrechtskonvention. Sankt Galler Festgabe zum Schweiz. Juristentag, Stämpfli, Bern 1965, S. 245 ff.

³ Max Imboden, Verfassungsrevision als Weg in die Zukunft, Paul Haupt Verlag, Bern 1966.

⁴ Fragebogen für die Totalrevision der Bundesverfassung, Neue Zürcher Zeitung, Nr. 5190 vom 2. Dezember 1967.

⁵ Choisir, Revue culturelle, Genf, Februar 1968, Nr. 100.

des eigenen Landesteils auch noch die Produktion des gleichsprachigen Nachbarlandes anzusehen in der Lage ist, wird heute darauf verzichtet wollen, und die Überwindung der kulturellen Isolierung, zumal in der Deutschschweiz eine unvermeidliche Folge der dreißiger Jahre und des Krieges, war fällig. Aber als Gegengewicht hätte eine wirklich staatspolitische Weitsicht aus den Mitteln der Hochkonjunktur rascher den technischen und kulturellen Einsatz vorantreiben müssen, der im Fernsehen eine Brücke zwischen den Sprachen und Landesteilen hergestellt und erlaubt hätte, daß wir uns alle gegenseitig beobachten können. Es ist erfreulich, daß neuerdings von der PTT zu erfahren ist, daß dieses Ziel endlich angepeilt wird.⁶ Für die Erlernung der anderen Landessprachen dürfte damit ein ganz neuer Anreiz und eine wirksame Hilfe geboten werden.

Böser und gebesserter Föderalismus

Zum Inventar jeden Gesprächs über die «Konstanten» der Schweiz gehört der Föderalismus. Obwohl das Wort eigentlich den «Bund» (foedus) und somit die Verbundenheit betont, meint man damit meist das Pochen auf Selbständigkeit, und zwar von seiten der 25 Kantone und Halbkantone, die, nach Überwindung des erklärten Widerstandes vor allem der katholischen Innerschweiz und Freiburgs, seit 1848 in einem Bundesstaat zusammengeschlossen sind. Der bis dahin von den «radikalen» Kantonen angesteuerte Zentralismus empfindet aber in einer historischen Abstimmung gegen den «Schulvogt» eine empfindliche Schlappe, und seither blieb die «Kulturhoheit» der Kantone ebenso unangefochten wie der Ruf der Welschen, zusammen mit den konservativen Katholiken eingefleischte «Föderalisten» zu sein.

Um so mehr Beachtung verdient es, wenn mit dem Sonderheft *Choisir* nun gerade aus der Westschweiz im besten Sinn «kritische», das heißt zur Unterscheidung aufrufende Stimmen vernehmlich werden. Edouard Perron, der führende welsche Bundesstadtkorrespondent («La Suisse» usw.), betont die Zweideutigkeit des Begriffes Föderalismus und vergleicht ihn mit der Zunge Äsops. Er führt eine Reihe konkreter Beispiele von «schlechtem Föderalismus» an, die aus den Erfahrungen mit dem Nationalstraßenbau, aus dem Bereich der Steuerbegünstigung und sogar aus der Handhabung der Strafgesetze gegen Verkehrsdelinquenten stammen. Was er über den «besten Föderalismus» sagt, bleibt demgegenüber abstrakt. Hingegen wird die Autonomie des Jura als Testfall für einen lebendigen, schöpferischen, von jeder Generation neu zu erobernden Föderalismus gesehen.

Dem Problem der Koordination, gerade im bisher eifersüchtig den Kantonen vorbehaltenen Bildungssektor, sind zwei Beiträge gewidmet. Olivier Reverdin, Humanist, Politiker und Publizist, einer der prominentesten Vertreter der Westschweiz im Parlament, bezeichnet vor allem den Mangel der Koordination in der Forschung zwischen den kantonalen Hochschulen als offenen Skandal, als Kräftezersplitterung und Geldvergeudung. Tatsächlich sind es die plötzlich enorm angestiegenen Kreditbegehren, die die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die lange Zeit fast wie eine Kaste ihr Eigenleben pflegende Welt der Universität hinlenken. Man könnte hier zur Illustration auf den Fall hinweisen, wo kürzlich zwei Hochschulen von einem um Unterstützung gebetenem Industriekonzern aufgefordert werden mußten, in zwei neu zu gründenden Forschungsinstituten derselben Disziplin die Arbeiten zu koordinieren beziehungsweise aufzuteilen. Reverdin, der als Mitglied des Wissenschaftsrates am Hebel zur Ausschüttung des vor 15 Jahren gegründeten Nationalfonds für wissenschaftliche Forschung sitzt, äußert sich aber aufs Ganze

optimistisch. Er verweist auf den hohen Einsatz der Privatindustrie (schon 1965 wurde von ihr eine Milliarde in die angewandte Forschung und Entwicklung investiert⁷) und auf das Total von zwei Prozent des Brutto-Nationaleinkommens, das in der Schweiz für Wissenschaft und Technologie investiert wird, womit die Schweiz bereits in die Spitzenklasse der europäischen Länder aufrückt. Was den Studienbetrieb betrifft, so brauchen wir keine Mammuthochschulen zu beklagen. Vielmehr erreichen wir mit unseren sieben kantonalen Universitäten die höchste Hochschulichte Europas (eine Universität auf 650 000 Einwohner). Zu beanstanden ist höchstens das einseitige Schwergewicht der Westhälfte des Landes mit Basel im Nord- und mit dem schmalen Dreieck Genf, Lausanne, Neuchâtel, Bern und Fribourg im Südwesten.⁸ Immerhin hat die Verdoppelung der Studentenzahl in zehn Jahren (1955 bis 1965 von 15 000 auf 30 000) und ihre weiter anhaltende rapide Zunahme (1965 bis 1967 um 4000) auch bei uns zu vielen Mißlichkeiten geführt, die nicht nur den vorhandenen Raum und die Anzahl von Professoren und Assistenten betreffen, sondern auch die Strukturen und die dahinter sich verschanzende Mentalität (zum Beispiel Paternalismus) in Frage stellen.

Der zweite Beitrag ist der Volksschule und ihrer Reform gewidmet. Sein Verfasser ist ein Mann, der durch seine Ausbildung (in Fribourg) und sein Wirken den Bogen vom äußersten Nordosten – seine Heimat ist Sankt Gallen – zur Südwestspitze in Genf geschlagen hat. Eugen Egger ist auf seinen Reisen in Skandinavien, England, Kanada und den USA zur Überzeugung gelangt, daß es in der Schweiz im Schulwesen weithin an Pioniergeist fehlt, und daß die Vielzahl der Reglemente und die Folgsamkeit ihnen gegenüber den Mut zum Experiment lähmt. Sein Aufruf gilt daher vor allem einer Reform von unten her, die Lehrer und Rektoren zu leisten hätten. Aber als Sekretär der Konferenz kantonalen Erziehungsdirektoren und Leiter eines Dokumentationszentrums muß er sich auch eminent mit dem Widerstreit der kantonalen Schulsysteme befassen. Als Voraussetzung für eine fruchtbare Reform nennt er daher Koordinierung, Planung und Forschung. Die Planung ist ohne die Forschung nicht möglich. Es fehlen zum Beispiel die notwendigen Statistiken. Egger fordert ein Hochschulinstitut zum Studium der wirtschaftlichen und soziologischen Grundlagen der Erziehung, der Psychologie der audio-visuellen Lehrmittel und Lernmethoden und der schulischen Programmierung. Denn die Schule von morgen bleibt für ihn erst noch zu schaffen. Solange wir aber im Bildungssektor noch «Zustände aus dem Zeitalter der Tagsatzung» (vor 1848) weiterschleppen, ist ein Neubau aussichtslos. Egger sieht hier die echt-föderalistische Lösung in einer zentralen Organisation, die aber partikuläre Lösungen ermöglicht und fördert.

In diesen wie in anderen Beiträgen des Heftes, etwa in dem gescheiterten Artikel des Freiburger Fachmanns für neuere Schweizergeschichte, Professor Roland Ruffieux, ist immer wieder von den letzten zwanzig Jahren die Rede, die wir Schweizer «im Wohlstand verschlafen» (Frei) und während denen wir an den Lösungen festgehalten haben, mit denen die Schweiz früher einmal andern Ländern voraus war (Ruffieux: «Es ist immer gefährlich, zu früh recht gehabt zu haben»). Denn in diesen zwanzig Jahren sind revolutionäre Veränderungen in Gang gekommen. Wie verhält sich die Schweiz

⁷ Nach einer für den Schweizerischen Handels- und Industrieverein durchgeführten Erhebung entfielen von der genannten Milliardensumme rund 60 % auf die Chemie, 30 % auf die Metallindustrie und 3 % auf die Uhren.

⁸ Reverdin spricht nur von den kantonalen Universitäten. Hinzu kommt die Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Ebenfalls im Hochschulrang steht das Polytechnikum in Lausanne und selbstverständlich die Eidgenössische Technische Hochschule in Zürich.

⁶ Fernsehpolitik: Die PTT ist besser als ihr Ruf, Zürcher Woche, Nr. 3 vom 19. Januar 1968.

dazu? Reverdin meint: «Sie ist ihrem Temperament erstaunlich treu geblieben. Sie packt die Probleme erst an, wenn sie sich ihr in konkreter, ja zwingender Gestalt stellen, und dann leitet sie, ohne Überstürzung, empirische Lösungen ein. Mit andern Worten: die Schweizer sind keine Rationalisten und Theoretiker nach französischer Art; näher steht ihnen der Pragmatismus der Briten.» Und Reverdin vermerkt als Positivum, was wir von Imboden kritisiert sahen: Die Schweiz hat in ständiger Anpassung ihr Grundgesetz bewahrt, während Frankreich seit 1848 vier Republiken und ein «Empire» erlebte. Doch wenn Reverdin optimistisch urteilt, der Schweiz seien noch immer alle Chancen offen, so weiß er zugleich, daß ihr die oft widersprüchliche, zwischen Tradition und Neuerung pendelnde Phase der Mutation nicht erspart bleibt.

Europa oder die Welt?

Wird aber die Schweiz Schweiz bleiben – auch nach außen? Wie steht es in Zukunft mit ihrer politischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit? Diese Frage wird im Choisirheft von einem regelmäßigen Mitarbeiter aufgegriffen, der im diplomatischen Dienst steht und sich Daniel Marrald nennt. Sie wird, das steht für ihn fest, nicht mehr auf der militärischen Ebene entschieden. Die Gefahr einer schrittweisen «Satellisierung» durch eine Supermacht ist eher in den politischen, wirtschaftlichen, soziologischen, technologischen und kulturellen Faktoren zu suchen. Die Angst vor Onkel Sam sitzt heute vielen im Nacken, die Schweiz ist davon nicht ausgenommen. Denn aus keinem andern europäischen Land wandert soviel «Hirn» nach den Staaten ab, und daß die Schweiz zunehmend von der Niederlassung amerikanischer Firmen beglückt wird, ist auch schon längst kein Geheimnis mehr. Aber, so fragt Marrald, soll die Schweiz Europa helfen, der amerikanischen «Herausforderung» zu begegnen und dabei das Risiko eingehen, der «Satellit» der europäischen Mächte zu werden? Man stelle sich einmal vor, wie die Schweizer reagieren würden, wenn die wirtschaftliche Invasion, wie man sie allmählich von den Amerikanern befürchtet, von deutscher Seite käme! Daß diese Bemerkung, obwohl sie von einem im Ausland tätigen Schweizer stammt, keineswegs weitab von der Volksstimmung ist, beweist die Reaktion auf die jüngst vollzogene Niederlassung der Götzgruppe in Sankt Gallen, von der wir zu Beginn dieses Kommentars berichtet haben. Anknüpfend an die bereits geläufige rhetorische Frage «Wer hat Angst vor Uncle Sam» schrieb die «Schweizerische Finanzzeitung»: «Diesmal müßten wir fragen: Wer hat Angst vor Sam und Michel?» Und in der Tat: der Aufkauf gut rentierender mittlerer Textilfirmen in der Schweiz wie im übrigen Europa scheint durchaus im Programm des mit dem südlichen Nachbarn schon lange sympathisierenden schwäbischen Alemannen Volker Götz zu liegen. Warum sollte er nicht Schule machen? Diesmal sind noch die Amerikaner dabei, im Rahmen einer europäischen Integration aber müßte man die «Direktinvasion» befürchten.

Wie dem immer sei – Umgruppierungen der Industrie werden auf jeden Fall zunehmen –, Daniel Marrald hält nicht dafür, daß sich die Schweizer zur Abwehr der Amerikaner in die Arme Europas – irgendeines Europa – werfen sollen: «Wir müssen auf uns selber zählen», und er verweist auf England, das zu Unrecht auf den Gemeinsamen Markt als ein Allheilmittel Ausschau gehalten habe ...

Wird hier also im wirtschaftlichen Sektor sozusagen dem «Stachelschwein Schweiz» das Wort geredet, so lautet auf der politischen Bühne das Plädoyer zwar auch nicht für Europa, dafür aber um so uneingeschränkter für den vollen Beitritt zu den internationalen Organisationen, vor allem zur UNO, und für einen entschiedenen Einsatz zur Entwicklungshilfe, «nicht um unseren Namen daran zu heften, sondern um zum gemeinsamen und universellen Werk der wirtschaftlichen Entwicklung unseren möglichst wirksamen Beitrag zu leisten».

Fragt sich, wie die technische Hilfe unter der Bevölkerung wirklich populär werden kann. Ein Beitrag über die «Rechte der Dritten Welt» geht dieser Frage nach. Unter den jungen Schweizern scheint das Verlangen zu personellem und personalem Einsatz zu wachsen, und hier bieten die kirchlichen Entwicklungsprojekte Gelegenheiten, die Vertrauen wecken. Wie Erich Camenzind betont, ist «Mission» keine rein private, aber auch keine rein «konfessionelle» Angelegenheit mehr. Was er über die Zusammenarbeit der Kirchen auf diesem Feld berichtet, darf gewiß in die Waagschale für den Neuanfang und für die Zukunft gelegt werden.

Hier wäre nun wohl auch grundsätzlich vom Beitrag der Kirchen zur Stagnation oder zur Neubelebung der Schweiz zu reden, zumal in der neuesten Literatur über die Zukunft der Schweiz, wie Chefredaktor Bréchet bemerkt, davon keinerlei Erwähnung zu finden ist. Choisir hat dieses Thema mit dem Freiburger Pastoraltheologen Alois Müller diskutiert. Er sagt zumal den katholischen Deutschschweizern einige gesalzene Wahrheiten über ihre Befangenheit in den Kategorien des neunzehnten Jahrhunderts, etwa was politischen Katholizismus und katholische Partei, die Stellung zum Privateigentum sowie den Erweis patriotischer Zuverlässigkeit betrifft. Doch wir möchten nicht alles ausplaudern; das Sonderheft verdient es, studiert zu werden.⁹ Denn es entwirft ein facettenreiches Bild und fordert zu einer Haltung heraus, die vielleicht am grundlegendsten in dem Wort Gonzague de Reynolds zum Ausdruck kommt, auch die Staaten und Völker müßten die «letzten Dinge» bedenken. Ob wir es gerne hören oder nicht: auch sie sind allesamt vergänglich und ihre Einrichtungen provisorisch. Ewig sind nicht einmal die Berge.

L. Kaufmann

⁹ Das sechzig Seiten umfassende Choisir-Sonderheft ist zu beziehen in: (CH-1211) Genf 4, Postfach 140.

Manager-Schulen für die Kirche?

Ein angelsächsischer Vorschlag

Die Armee hat schon seit langer Zeit ihre Manager-Schulen, wohin für höhere Ränge bestimmte Offiziere geschickt werden. Nach dem Krieg hat auch die Industrie diese Idee aufgegriffen. Bezeichnenderweise hat das «Administrative Staff College» in Henley großzügige Unterstützung erhalten. Nicht nur von der Industrie; auch die lokale Regierungsverwaltung hat Leute zur Ausbildung dorthin geschickt, denn die Behörden sehen ein, daß auch sie in weitem Umfang ein Geschäftsunternehmen darstellen, Riesensummen handhaben und von Zeit zu Zeit sich vor Probleme gestellt sehen, die sich aus der Größe und Komplexität ihrer Organisation ergeben. Sogar für den Erziehungssektor wurde vor fünf Jahren die erste Manager-Schule geschaffen.

Um so überraschender ist es deshalb, daß die katholische Kirche, die als «organisiertes Unternehmen» lange vor der Industriegesellschaft und der modernen Armee bestand, die Notwendigkeit einer Manager-Schule für Pfarrer und zukünftige Bischöfe nicht erkannt haben soll. Das Konzil rückte diese Notwendigkeit mehr denn je in den Vordergrund. Es unterstrich die Wichtigkeit der Bischofs-Konferenzen und betonte die Notwendigkeit von Kontakten zwischen reicheren und ärmeren Diözesen, zwischen Heimat und Mission. All dies bedeutet mehr Organisation und eine erhöhte Dringlichkeit, jederzeit über ein fundiertes Tatsachenmaterial verfügen zu können. Man soll nicht meinen, daß der Ruf nach mehr «efficiency» und eine soziologische Methodik zur Lösung kirchlicher Organisationsprobleme der Männer Gottes irgendwie unwürdig wären. Gnade stärkt die Natur, und mit dieser Natur befassen wir uns hier.

Schließlich werden Bischöfe nicht nur wegen ihres heiligen Lebens, sondern auch wegen ihrer Führeigenschaften

ten und ihrer Tüchtigkeit in der Verwaltung gewählt. Der Bischof ist sozusagen der geschäftsführende Direktor der Diözese. Es bestehen zwischen Bischofssitz und Diözese ähnliche Zusammenhänge und Verbindungsprobleme wie zwischen einem Direktionszimmer und den umliegenden Fabrikationsbetrieben. Ungefähr zur gleichen Zeit, zu der McKinsey den größeren Gesellschaften in England zu einer Dezentralisierung riet, gab die Botschaft des Zweiten Vatikanums den Bischöfen größere Machtbefugnisse und überdachte kritisch die enge Zentralkontrolle.

Das Auftreten des Laienapostolates ist eine echte Form gemeinsamer Beratung. Verbindungen nach unten waren zwar ausreichend vorhanden, wurden aber nur ansatzweise genutzt. Hirtenbriefe werden von der Kanzel verlesen oder an den Kirchen-Anschlagbrettern angeheftet, ganz ähnlich wie verwaltungsrätliche Ermahnungen zur Produktivität an Arbeiterversammlungen vorgelesen oder an Kantinen-Anschlagbrettern ausgehängt werden. Obwohl man nicht gerade an ein Komitee für Gemüseladengehilfen denken muß, scheinen doch «Kanäle nach oben» immer notwendiger, angesichts einer Laienschaft, die über eine immer bessere Bildung verfügt und ihre Meinung immer prägnanter zum Ausdruck bringen kann. Diese Kanäle nach oben könnten dann etwa in der Form von inoffiziellen oder offiziellen beratenden Komitees organisiert werden.

Es gibt selbstverständlich Grenzen, und der Vergleich darf nicht zu weit getrieben werden. Der Kniefall vor dem Bischof hat einen unerfreulichen Beigeschmack, und immer weniger Bischöfe erwarten ihn. Auch geschäftsführende Direktoren sind im Bewahren ihrer eigenen Erhabenheit sehr geschickt. Der ist gewandt, der Zutritt zu den führenden Kreisen gewinnen kann, ohne sich vorher mit Sekretärinnen und Personalassistenten herumschlagen zu müssen. Was nun die quantitativen Methoden wie Datenverarbeitung und Computer-Programmierung, die unserer modernen Industrie so unentbehrlich sind, betrifft: braucht sie ein Bischof nicht ebenso? Eine vor kurzem durch einen Soziologen getätigte Umfrage brachte nützliche und vorher unbekannte statistische Informationen ans Tageslicht. Informationen, die die Hierarchie dazu benützte, vom Department of Science ein weiteres katholisches Lehrerseminar zu fordern, um dem errechneten Zuwachs von Schülern in katholischen Schulen zu begegnen und die dafür nötigen Lehrer vorzubereiten.

Computer-Programme könnten aufgestellt werden mit dem Ziel nicht hoher Profite, sondern der bestmöglichen Erfassung der Quellen. Für die verschiedensten Anliegen wird Geld gesammelt. Verfügt die bischöfliche Kanzlei über eine Planungs- und Kostenrechnungsstelle? Nehmen wir den Fall des Kirchenbaues. Welche Initiative und Vollmacht ist dem Ortspfarrer und seiner Gemeinde zuzugestehen? Wieweit sind seine Bemühungen mit dem Gesamtplan für die Diözese zu koordi-

nieren? Wir haben diese Koordination auf dem Gebiet der Erziehung. Existiert sie auch in bezug auf den Kirchenbau? Und wie wäre es mit der Idee eines Ausschusses für Stilfragen, der dafür zu sorgen hätte, daß der Geschmack nicht zu bizarre Blüten treibt?

Es gilt Waisenhäuser zu verwalten, ledige Mütter zu versorgen und vielleicht in Zukunft Pensionen für zurückgezogene Priester in Betracht zu ziehen. Dies ist die soziale und personale Seite des Geschäftes.

Dann sind da die Public-Relations. Wie soll die Presse behandelt werden? Ist es besser, sie zu informieren oder nicht? Soll die Presse ignoriert werden als unberechtigter Eindringling in episkopale Vorrechte und bischöflichen Besitz? Wie etabliert man das Image der Kirche in einer weiteren Öffentlichkeit, in einer nichtchristlichen oder zumindest nichtpraktizierenden Gesellschaft? Die Kirche ist wie die Industrie in einer beträchtlichen Umwandlung begriffen. In der Industrie stehen wir in einer Periode der Vollbeschäftigung, des Mangels an technischen Berufen und einer arrivierten Arbeiterschaft, die für selbstherrliche Autorität keinen Respekt mehr aufbringt. Heute sind Wörter wie «Hingabe» (ans Unternehmen), «Zusammenarbeit», «Vertrauen» und «Befriedigung in der Arbeit» zu Schlagwörtern geworden. Verhaltensforscher werden von den Industrien, die sie betreuen, hoch bezahlt. Viel von dem, was sie sagen, ist vernünftig und bedeutsam; aber Soziologie und Psychologie nahmen bisher in der Seminaristenausbildung keinen großen Platz ein. Trotzdem haben ihre Ansichten eine große Bedeutung in der heutigen Kirche.

Die Industrie sieht ihren Problemen mutig ins Auge und plant entsprechend für die Zukunft. Die Manager von morgen werden für ihre Aufgabe in den «business schools» in Harvard und Henley, in Manchester und London vorbereitet. – Die zu Bischöfen Erwählten bereiten sich auf ihre außerordentliche Aufgabe vor, indem sie vor der Bischofsweihe sich für eine Woche in die Einsamkeit zurückziehen. Wenn man auch den Wert der Meditation in keiner Weise herabsetzen darf, so könnte man sich doch vorstellen, daß eine Vorbereitung auf ihre verwaltungstechnische Verantwortung in regelrechten Manager- oder Führungsschulen ebenso am Platz wäre. Sie würden sicherlich vom Studium der theoretischen Organisation, der Budgetierung und der psychischen Triebkräfte profitieren. Es gäbe da ungeahnte, durchaus nutzbare Möglichkeiten. In der Zwischenzeit, da wir noch keine solchen Kurse eingeführt haben – warum könnte man nicht einige Priester nach Henley ins «Administrative Staff College» schicken? Schließlich ist «Die Kirche in der Welt von heute» der Titel der Pastoral-Konstitution des Vatikanum II. Abgesehen davon wäre es interessant, die Auswirkungen der administrativen Manager-Schule auf die bischöflichen und kirchlichen Bereiche zu beobachten.

Bruce Cooper, London

DER MENSCH VOR GOTT

Walter Nigg's Theologie des Vertikalen

Versucht man, die Leistung theologischen Denkens im gegenwärtigen Jahrhundert zu überblicken, so ist man zunächst von der Fülle der aufgerissenen Probleme und den Schwierigkeiten, die sich bei ihrer Lösung stellen, geradezu überwältigt. Gilt es doch, der beschleunigten Entwicklung einer Wissenschaft, die sich zeitweise materialistisch, ja religionsfeindlich gebärdet, innerhalb des christlichen Weltbildes einen angemessenen Platz einzuräumen, Methode und Erkenntnisse der modernen Philosophie zu berücksichtigen, dem neuen Bibelverständnis und der heute sich rasch vollziehenden Wandlung der Glaubensweise Rechnung zu tragen – Aufgaben, die Höchstes von

der modernen Theologie fordern, im katholischen wie im protestantischen Raum. Und niemand, der die Probleme auch nur flüchtig kennt, wird sich der Hochachtung vor der bereits vorliegenden theologischen Leistung versagen können. Dem Beobachter der theologischen Auseinandersetzung unserer Tage wird indes auffallen, daß sie in erster Linie nicht so sehr auf das unmittelbare Verständnis Gottes ausgerichtet ist, als vielmehr auf das Verhältnis des Menschen zu Gott. Sie spiegelt das durchaus aus einem echten Bedürfnis entsprungene Streben nach Abklärung der Frage wider, wie der Mensch zu einem Gottes-Verständnis gelangen kann.

Dieses Streben ist nicht neu. Neu ist nur die Akzentsetzung. Der Akzent liegt nun auf dem Menschen. Man fragt also nicht, was und wie der Mensch glauben muß, damit er zu Gott in ein Verhältnis treten kann, sondern umgekehrt: man fragt eher, wie der Glaube beschaffen sein muß, damit der Mensch ihn annehmen kann. Dies ist beispielsweise an der extremen Bibelkritik (Bultmann) oder an der existenzialistischen Deutung theologischer Thesen ablesbar. Das Gottes-Verständnis ist dabei zugleich und vor allem ein Selbstverständnis des Menschen. Gerade darin liegt der Wert dieser Art von Theologie, denn sie erhellt die Glaubenssituation des modernen Menschen; in seiner Glaubenssituation aber scheint auch seine metaphysische Situation, nämlich seine effektive Beziehung zu Gott, hindurch.

Diese Akzentverschiebung ist übrigens für die heutige Wissenschaft überhaupt charakteristisch. So berücksichtigt zum Beispiel auch die moderne Physik nicht nur das physikalische Phänomen selbst, sondern auch den Anteil des Menschen, das ist des Instrumentes wie des menschlichen Erkenntnisvermögens, am Zustandekommen des Phänomens.

Der Gefahr der Relativierung, die bei der Verlagerung des Akzentes auf den Menschen von selbst eintritt, begegnet die Theologie zunächst durch die Dogmatik. Die Dogmatik muß jedoch selbst verankert sein, falls sie kein leeres, nur autoritativ verpflichtendes Schema sein soll. Der lebendige Glaube weist stets auf eine metaphysische Mitte hin, von wo auch das Dogma seine Lebensenergie empfängt, und diese Quelle ist die unmittelbare Beziehung des Menschen zu Gott.

Die vertikale Theologie

Die Theologie, die sich in erster Linie mit der unmittelbaren Gottesbeziehung beschäftigt, ist zeitlos. Das Gottesverständnis des Menschen ist zeitbedingt, sein Verhältnis zu Gott hingegen nicht. Denn es ist nur dann unmittelbar, wenn es aus dem tiefsten Kern seines Innern emporsteigt, und dieser Kern wird von keiner Zeitströmung berührt. Mag nun auch diese Theologie, die Theologie des religiösen Erlebnisses, ihrer Form nach dem jeweiligen Geist einer Epoche unterworfen sein, in ihrem Wesen stellt sie dennoch einen ruhenden Pol in allen Wandlungen dar, denn sie ist an der vertikalen Achse orientiert, an der Achse, die den Menschen mit Gott verbindet.

Einer der Theologen, die um eine solche Theologie – die Theologie des Vertikalen – bemüht sind, ist Walter Nigg. Niggs Absicht ist es, den Menschen zu schildern, der vor Gott steht.¹

Gewiß, alle Menschen stehen vor Gott. Es gibt aber verhältnismäßig wenige, die darum wissen, und noch wenigere, die erfahren, daß sie vor Gottes Angesicht stehen, denn für das unmittelbare Erlebnis der Gegenwart Gottes muß man begnadet und innerlich gewachsen sein.

Solche Menschen sind die Heiligen. Es ist ein höchst erfreuliches Zeichen für das Zusammentreffen aller Christen in der überkonfessionellen, nämlich religiösen Sphäre, daß die wichtigsten Beiträge zur modernen Hagiographie aus der Feder eines protestantischen Theologen stammen. Nigg behauptet zwar bescheiden, daß der eigentliche Stil der Heiligenschilderung noch nicht gefunden wurde, doch seine Darstellung

katholischer wie protestantischer Heiliger und Mystiker belehrt den Leser eines besseren. Seine Darstellung entkleidet diese Gestalten nicht nur von allen Süßlichkeiten, mit denen ein das Wesen der Heiligen völlig mißverstehender Geist sie verunstaltete – bekanntlich besonders im vergangenen Jahrhundert und um die Jahrhundertwende –, sondern läßt auch das Verständnis der Gottesbeziehung von neuem und zugleich neuartig aufleuchten.

Nigg weiß nämlich, daß nur Gott heilig ist, wie dies die katholische Liturgie im Gloria formuliert: Tu solus sanctus. Die Heiligkeit, und zwar die alleinige Heiligkeit Gottes, ist der eine Pol des Spannungsfeldes, in dem der Heilige steht. Der andere Pol ist seine Menschlichkeit. Zwischen diesen beiden Polen spielt sich das Drama des Lebens eines Heiligen ab. Drama: denn nicht nur seine Menschlichkeit in all ihrer erbärmlichen Schwäche hindert ihn, vor Gottes Heiligkeit zu bestehen, sondern – und vor allem – der Abgrund, den sein Wesen in sich birgt. Nigg zeigt mit bestürzender Eindringlichkeit, daß niemand so sehr auch der finsternen Tiefe des Bösen gegenüber geöffnet ist, wie gerade der Heilige, der ja auch gegen das Licht hin im allerhöchsten Maße aufgeschlossen (im wörtlichen Sinne) ist. Der andere Pol liegt also in der Tiefe seiner Menschlichkeit, in der Dämonie, der der Heilige ausgeliefert ist.

Das Böse

Es gehört zu Niggs nicht hoch genug einzuschätzenden Verdiensten, auf die Bedeutung des Dämonischen im Leben nicht nur der Heiligen, sondern der Menschheit überhaupt mit größter Deutlichkeit hingewiesen zu haben. Das Böse ist – wie er betont – kein Sittlichkeitsproblem, sondern es ist ein Seinsproblem. Aus seinen Schriften geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß er um die ungeheuerliche Realität dämonischer Mächte weiß. Sein Wissen um die Dämonie würde jedoch für andere keine hinreichende Überzeugungskraft haben, selbst auf das Zeugnis von Heiligen oder sogar eines Paulus hin nicht (vgl. Eph 6,12), wenn Nigg nicht auch die Wurzeln freilegen würde, welche die moderne Skepsis an der dämonischen Wirklichkeit speisen.

Sie liegen in der Aufklärung. Nigg analysiert zunächst, welche große Bedeutung die Aufklärung – klingt es noch so überraschend – selbst für das Christentum hatte, indem sie einen unheilvollen Prozeß innerhalb des Christentums eindämmte und somit das Christentum vielleicht sogar vor der Selbstzerstörung bewahrte.

Dieser Prozeß war komplexer Art. Er vollzog sich einerseits als Hinausverlegung des Bösen in die Welt, namentlich in Wehrlose, eine verhängnisvolle Projektion also, deren Auswüchse sich als Inquisition, Hexenprozesse und Judenverfolgung auf die tragischste Weise kundtaten. Andererseits manifestierte er sich in den unseligen Streitigkeiten von Theologen, die, das eigentlich religiöse Leben mißachtend, die Gläubigen durch die Disputationen nur in große Verwirrungen stürzten. Der Aufklärung gelang es, den Verfolgungen entgegenzutreten, allerdings um den Preis, daß die Realität des Bösen als einer außermenschlichen Macht zu einem Hirngespinnst deklariert wurde – der beliebteste Kniff des Teufels ist doch, wie *Baudelaire* es ausspricht, den Menschen glauben zu machen, daß es ihn nicht gibt. Die Aufklärung zwang ferner die Theologie, gerade durch die Proklamierung der Vernunftreligion beziehungsweise durch ihre spätere Religionsfeindlichkeit, sich auf ihre eigentliche Aufgabe zu besinnen, den Menschen den Weg zu Gott zu weisen, eine Aufgabe, die sich heute dringlicher denn je stellt.

Das Verhältnis zur Aufklärung kennzeichnet im übrigen auch Niggs Beurteilung der Wissenschaft überhaupt. In Kenntnis der richtigen Proportionen der Weltordnung verlangt er ihre entsprechende Einschätzung, die keine Überbewertung, Ver-

¹ Vgl. Nigg W.: Große Heilige (1946), Maler des Ewigen (1951), Vom Geheimnis der Mönche (1953), Der christliche Narr (1956), Prophetische Denker (1957), Heimliche Weisheit (1959), Glanz der Legende (1964) (alle Artemis-Verlag, Zürich) – Von Heiligen und Gottesnarren, Herder-Bücherei Band 79 – Mönchsväter des Ostens im frühen Mittelalter (1964), Das Leben des seligen Heinrich Seuse (1966), Das Leben der heiligen Hedwig (1967) in der Reihe: Heilige der ungeteilten Christenheit (Patmos-Verlag, Düsseldorf).

götzung sein darf, sondern die Wissenschaft – wie auch die Technik – als das ansieht, was sie ist, nämlich Instrument in der Hand des Menschen, aber kein Selbstzweck. Die Wissenschaft ist keineswegs befugt, über die göttliche Wirklichkeit Aussagen aufzustellen oder sie gar zu leugnen, nur weil diese jenseits ihres Erfahrungsbereichs liegt. Dies gilt auch für ihren Zweig, für die Psychologie: auch sie muß wissen, daß im religiösen Phänomen den subjektiven Erlebnissen eine objektive Wirkursache zugrunde liegt, so daß sie das Erlebnis nicht – oder allenfalls nicht restlos – auf innerseelische Vorgänge zurückführen kann, eine Einsicht, der in seiner Tiefenpsychologie zum Beispiel auch Leopold Szondi Rechnung getragen hatte.

Nigg warnt nun nachdrücklich davor, hierin die Aufklärung korrigierend, das Böse zu bagatellisieren. Die Erfahrung der Macht des Bösen im gegenwärtigen Jahrhundert ist ohnehin zu groß, als daß man sie ignorieren oder wegdiskutieren könnte. Er weist aber gleichzeitig auch darauf hin, daß das Böse in seinem ganzen Ausmaß nur vom Göttlichen her begriffen werden kann.

Das Böse in der Welt ist stets auch eine reale Möglichkeit in jedem Menschen. Nichts wäre verfehlter, als das Böse schlechtwegs abzulehnen, so entkäme man seiner Macht nicht. Der Glanz Gottes, der auf dem Mystiker bei seiner höchsten Entdeckung liegt, schimmert vielmehr auch im Bösen auf. Das Böse ist nicht einfach der Gegensatz zu Gott, sondern es liegt ebenfalls in Gottes Hand. Wie die Mystiker es erfahren, kann das Böse gar nicht aus der Wirklichkeit Gottes hinausfallen, umfaßt doch seine Wirklichkeit alles.

Von hier aus sieht Nigg auch in den Atheisten Gottsucher – falls natürlich ihr Gottesleugnen nicht aus simpler existenzieller Trägheit oder aus ihrem Machtgefühl erwächst, das keine andere Macht (hier: die Macht Gottes) neben sich dulden will. Der echte Atheist ist ein Leidender, wie Nietzsche, dessen Existenz im Ringen mit dem unsichtbaren Gott zerschellte. Selbst die Nihilisten, vornehmlich die russischen, deutet Nigg als entartete Apokalyptiker, die im Grunde Idealisten waren, auf der hoffnungslosen Suche nach einer heilen, würdigeren Welt, und deren bloßes Dasein eine Kritik an den Christen darstellte. Gerade wegen der Echtheit ihres Anliegens kann der Christ ihre Kritik am bestehenden Christentum nicht ernst genug nehmen.

Das Ringen um die Seelen

Der Heilige ist also der Mensch, auf den ein Strahl von Gottes Heiligkeit fällt. Er ist ein Gesegneter, ein Auserwählter, dessen Auserwählung indessen eine übermenschliche Anforderung bedeutet. Denn er ist der Mensch, dessen seelische Spannweite vom nihilistischen Abgrund bis zu Gottes erlebter Gegenwart reichen muß. Nur die Gnade ermöglicht ihm, darin bestehen zu können.

Doch warum diese Spannweite?

Der Heilige steht nicht allein, nicht nur für sich vor Gott. Er nimmt alle, deren Seele gewissermaßen seine Seele berührt, mit vor das Angesicht Gottes. Er ahmt dabei Christus nach, der die ganze noch unerlöste Welt im Gebet vor die Füße seines Vaters legte. Und er ringt mit den Dämonen, nicht nur, um sich selbst zu befreien. Das Ringen um die eigene Seele ist vielmehr eine Voraussetzung dafür, daß er auch um das Heil der Mitmenschen kämpfen kann. Beim Studium historischen Materials wie der Legenden entgeht Nigg keine Andeutung, die auf das Ausmaß dieses Kampfes schließen läßt, eines Kampfes, nicht nur mit dem Teufel, auch mit Gott, der sich – wie bei Moses – bis zum Hadern steigern kann. Jedoch nicht der Kampf selbst, sondern die drohende Möglichkeit, daß der Heilige in diesem Ringen selbst untergehen, der Dämonie ver-

fallen kann, verleiht seinem Leben den dramatischen Zug. Man darf nicht vergessen, daß die Nachwelt nur jene kennt, die sieghaft aus diesem Kampf hervorgegangen sind. Heiligkeit leuchtet aber dann im Menschen auf, wenn er diesen Untergang im Interesse des Heils der andern auf sich zu nehmen bereit ist, wie Paulus (vgl. Röm 9,3) und andere.

Hagiographie und Seelsorge

Ob nun Nigg Heiligen oder protestantischen Mystikern, religiösen Denkern oder Ketzern, Gottesnarren oder Malern der religiösen Erfahrung nachgeht, seine Schilderung ist niemals Selbstzweck. Er spricht dies zwar nie aus, aber hinter dem Schriftsteller Nigg steht immer der Seelsorger, den die beklemmende Sorge um das Glaubensleben der Christenheit zu schreiben nötigt.

Die atemberaubende Gotteserfahrung, die den Lebensweg des Heiligen oder des Ketzers prägt, hat eine solche Strahlungskraft, daß ihr sich auch der heutige Mensch nicht entziehen kann, falls er überhaupt über Empfänglichkeit für das Religiöse verfügt. Ein Seelsorger sagte kürzlich, wenn er bei einem Menschen keinen Ausweg mehr wisse, drücke er ihm ein Buch von Walter Nigg in die Hand. Denn auch der Glaubenschwache, der mit Lebens- oder religiösen Problemen Ringende fühlt in Niggs Darstellung, daß diese religiösen Gestalten für die Menschen stellvertretend vor Gott getreten waren, stellvertretend auch für ihn glaubten, und ob sie nun kanonisiert sind oder auf dem Scheiterhaufen geendet hatten, eine Bresche auch für ihn in die sonst undurchdringliche Hülle um den Menschen schlugen, eine Bresche, durch die Gottes Heiligkeit auch zu ihm herabstrahlt.

Die Sorge um die Christenheit führt Nigg aber auch dazu, die christlichen Kirchen auf eine bisher vernachlässigte Seite ihres Wesens aufmerksam zu machen. Seine Beschäftigung mit Ketzern ist zugleich ein stillschweigender Anruf an den Katholizismus, die Echtheit der Religiosität dieser Gotteskämpfer anzuerkennen und sich auf die Schatten in der eigenen Vergangenheit zu besinnen, wie dies in mancher Hinsicht (zum Beispiel die Beziehung zu den Juden betreffend) erfreulicherweise bereits geschieht. – Seine Auseinandersetzung mit Mystikern des Protestantismus, zu denen er auch den jungen Luther zählt, will wiederum die Reformierten auf die Wichtigkeit des mystischen Lebens und der Nachfolge Christi hinweisen, um durch diese Ergänzung einem dringenden Bedürfnis der Religiosität auch im reformierten Raum gerecht zu werden. Betrachtet auch Nigg die überkonfessionelle, im Innen des Menschen liegende, geistige Kirche als die eigentliche religiöse Heimat des Christen, so stellt er die Notwendigkeit der institutionellen Kirchen nie in Frage, er weiß zu gut, wie sehr jeder Mensch, mitunter selbst der von Gott überschattete, auch einer irdischen Ordnung – wie Kult, Organisation – bedarf, um sich an ihr orientieren und auch innerlich halten zu können.

Die Strahlungskraft, die aus der Beschäftigung mit dem Religiösen hervorgeht, ist so groß, daß sie auch für das praktische Leben des Menschen Konsequenzen hat. Nigg stellt natürlich keine ethischen Regeln oder moralische Anweisungen auf. Heilige sind unnachahmlich. Nigg hebt mit Nachdruck hervor, daß der Weg jeder großen religiösen Gestalt einmalig ist; nur die Richtung der Wege ist gemeinsam. Setzt man sich also dieser Strahlungskraft aus, so wird man sich an diesen außergewöhnlichen Menschen in so manchen Lebenssituationen ausrichten, ja vielleicht das ganze Leben sinnvoller gestalten können, ermutigt durch die Hoffnung, die ein Vermittler dieser Kraft, ein Freund Gottes, in uns erweckt.

Dr. Alexander Gosztonyi, Zürich

DIE GLÜCKVERHEISSENDE UND MORDENDE OKTOBER-REVOLUTION

Evolution, nicht Revolution*

Nur mit Hilfe eines starken Polizei- und Armeeapparates ließ sich eine forcierte Industrialisierung von der Art der stalinistischen Fünfjahrpläne denken, denn diese erzwungene Industrialisierung ging auf Kosten der bäuerlichen Bevölkerung, die 1928 immerhin 75 % des russischen Volkes ausmachte, während die Zahl der Arbeiter und Angestellten keine 18 % erreichte. Von diesem Moment an änderten sich die Proportionen sprunghaft. 1937 war die Zahl der Arbeiter und Angestellten schon bei 45,7 % der Bevölkerung angelangt, während sie 1963 deren 73,6 % ausmachte. Von den 54,3 % der Bauern im Jahre 1937 waren 48 % in Kolchosen und Sowchosen gepreßt worden. Den Arbeitern ging es vorerst auch nicht besser. Drakonische Arbeitsgesetze verwandelten die Sowjetunion während der ersten Fünfjahrpläne in ein einziges, großes Arbeitslager – aber die Industrialisierung machte dabei Fortschritte. Stalin verstand es, die leninschen Prinzipien kompromißlos anzuwenden: «Der wissenschaftliche Begriff der Diktatur bedeutet nichts anderes als die durch nichts eingeschränkte, durch keinerlei Gesetze, absolut durch keinerlei Regel gehemmte, sich unmittelbar auf die Gewalt stützende Macht.»

Weshalb sich über die kommunistischen Erfolge auf dem Gebiet der Schwerindustrie erstaunen? Ein ausgewogenes Urteil wird grundsätzlich die gesamte volkswirtschaftliche Lage ins Auge fassen müssen. Dort aber offenbart sich die Kehrseite der Erfolge, weil diese unter Vernachlässigung und auf Kosten anderer Volkswirtschaftssektoren errungen wurden. Man kann sich fragen, ob eine harmonische Entwicklung aller Sektoren aufs Ganze gesehen nicht zu besseren Resultaten geführt hätte, von den Opfern, die das kommunistische System gefordert hat, ganz zu schweigen!

Boris *Pilnjak* hatte dieses Problem mit der Intuition des Schriftstellers erfaßt. In seiner Erzählung «Maschinen und Wölfe» beschrieb er die Fabrik, «die auf ihrem Rücken den ganzen Zerfall und die Revolution trägt, welche die Welt besiegen soll – will, die Fabrik, in deren Nähe Menschen in erbärmlichen Holzverschlägen hausen, die ihr Eigentum, ihre Heimat verloren haben, ihre Erde ...», und er fragte: «Was hat diese Fabrik gebracht, was brachten diese rauchenden Schloten und die verrußten Gebäude? Was bringen sie Rußland in der Zukunft? – vor allem dies: – Buchhalterprofit!» ... «– Rußland? – aber die ganze Welt lebte doch Jahrhunderte hindurch ruhig, ohne Eisenbahnen, Maschinen und Fabriken, und war nicht unglücklicher als jetzt ...» Das menschliche Glück in einer industrialisierten Gesellschaft war nach Meinung *Pilnjaks* unter dem Kommunismus kaum weniger fragwürdig als unter dem Kapitalismus.

Immerhin brachte die gewaltsam vorangetriebene Industrialisierung dem russischen Volk zugleich eine wahrhaft großartig zu nennende Erhöhung seines Bildungsniveaus. Obgleich im allgemeinen viel zu wenig beachtet, ist gerade diese Folge der bolschewistischen Oktoberrevolution das Wertvollste und auf die Länge gesehen das geschichtlich Bedeutsamste. Auf diesen Erfolg, der sich keineswegs in der bloßen Ausrottung des Analphabetentums erschöpft, dürfen die sowjetischen Kommunisten mit vollem Recht stolz sein, auch wenn er sich keineswegs direkt aus der marxistisch-leninistischen Ideologie ableiten läßt. Es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß die Kommunisten begriffen hatten, daß sich ihre ehrgeizigen Industrialisierungspläne nur durchführen ließen, wenn das gesamte Volk über ein bestimmtes Maß an Bildung verfügt. W. I. Lenin rief 1920 den Mitgliedern der Jugendverbände zu:

*Erster Teil siehe Nr. 1, S. 7 ff.

«Ihr steht vor der Aufgabe der wirtschaftlichen Wiedergeburt des ganzen Landes, der Reorganisierung, der Wiederherstellung sowohl der Landwirtschaft als auch der Industrie auf moderner technischer Grundlage, die auf der modernen Wissenschaft und Technik, auf der Elektrizität beruht. Ihr versteht ausgezeichnet, daß man Analphabeten bei der Elektrifizierung nicht brauchen kann, und auch die einfache Schulbildung reicht hier nicht aus.»

Lernen, lernen, lernen, lautete dementsprechend Lenins Devise. Gleichzeitig aber erhob sich die Frage, was es zu lernen gebe, denn die Revolution war ja von der Verneinung des Alten, des Bestehenden ausgegangen. Mit ihrer Antwort, die ihnen von der Praxis diktiert wurde, fanden die Revolutionäre selbst über die Revolution zurück zu dem der Revolution entgegengesetzten Prinzip der Evolution. «Ohne die klare Einsicht, daß nur durch eine genaue Kenntnis der durch die gesamte Entwicklung der Menschheit geschaffenen Kultur, nur durch ihre Umarbeitung eine proletarische Kultur aufgebaut werden kann – ohne eine solche Einsicht werden wir diese Aufgabe nicht lösen», erklärte Lenin in seiner bereits erwähnten Rede auf dem III. Gesamtrussischen Kongreß des kommunistischen Jugendverbandes. «Die proletarische Kultur muß die gesetzmäßige Weiterentwicklung jener Summe von Kenntnissen sein, die sich die Menschheit unter dem Joch der kapitalistischen Gesellschaft, der Gutsbesitzergesellschaft, der Beamten-gesellschaft erarbeitet hat.»

Dieser wesensnotwendige Rückgriff auf die Prinzipien der organischen Entwicklung, der Evolution, den die bolschewistischen Revolutionäre erst zögernd und langsam, dann aber mit zunehmender Überzeugung vornahmen, führte schließlich zu den Erfolgen auf jenen Lebensgebieten, denen sie ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatten. Die Oktoberrevolution hat diese Erfolge in keiner Weise ermöglicht, sondern nur durch eine ideologisch bedingte Schwerpunktbildung auf bestimmten Lebensgebieten akzentuiert, und dies sogar oft im Gegensatz zu den eigentlichen Forderungen des allgemeinen Volkswohles. Im Rückgriff auf die Evolution hob sich die bolschewistische Revolution im Grunde genommen selber auf, führte sich selber ad absurdum. Der Definition aller Revolutionen treu, war auch sie nur die Ablösung einer herrschenden Schicht durch eine andere.

Die institutionalisierte Revolution als antirevolutionäre Bewegung

«Ich behaupte, daß Rußland ein historisches Land war und ist, Jahrhunderte alt, es wird nicht an einem Tag zugrunde gehen. Rußland wächst – wie ein Baum. Der Mensch arbeitet 29 Tage im Monat und säuft einen Tag, im Rausch – geht ihm das Meer bis an die Knie, aber im Alltag arbeitet er und schafft seine Welt, schafft sich das Recht auf Leben. Der Staat hat auch seinen Alltag und seine Tage des Rausches, die Tage des Rausches sind – die Revolution. Der Rausch gebiert den Alltag, der Alltag gebiert den Rausch. Rußland berauschte sich fünf Jahre lang – herrliche Jahre! Jetzt geht es in den Alltag, die Revolution geht zu Ende.» So hatte der sowjetische Schriftsteller Boris *Pilnjak* in seinem Buch «Maschinen und Wölfe» die Oktoberrevolution aus der Perspektive der zwanziger Jahre gesehen.

Er hatte sich nicht geirrt. Mit dem Ende des Bürgerkrieges und der Niederschlagung der Bauernaufstände und der Meuterei von Kronstadt war die Machtergreifung der Bolschewiki vollendete Tatsache geworden. Die erste Phase der Revolution hatte ihren Abschluß gefunden. Die zweite Phase konnte ihren Anfang nehmen. Es galt nun, die Ideale, für die die Revolution

durchgeführt worden war, in die Praxis umzusetzen. Dies setzte zuerst einmal eine Festigung der kommunistischen Macht im Innern voraus. Nachdem sich aber die neuen Gewalthaber nach Lenins Tod selber gegenseitig die Herrschaft streitmachten, mußte die Verwirklichung der Ideale warten. Und wenn diese Diadochenkämpfe auch offiziell unter dem Banner ideologischer Prinzipien ausgetragen wurden, ging es in Tat und Wahrheit einzig und allein um die bloße Macht. So kam es, daß sich schließlich in den dreißiger Jahren auch die treuesten Kommunisten im Gefängnis wiederfanden. Die ursprünglichen Ideale waren für die siegreiche Fraktion sekundär geworden.

Die Revolution entwickelte sich mehr und mehr als antirevolutionäre Bewegung. Die herrschende Schicht der Kommunisten wünschte ihre eigene Macht nicht durch revolutionäre Strömungen bedroht zu sehen. Sie identifizierten sich zu diesem Zweck mit der Oktoberrevolution. Die Revolution, das waren sie selbst! Wer ihre Ansichten nicht teilte, der fand sich damit automatisch in die Kategorie der Konterrevolutionäre eingeteilt, die man liquidieren mußte. Aus dem Bemühen, die «Revolution», oder richtiger die eigene Macht, zu bewahren, entwickelten die Kommunisten immer mehr eine traditionalistische Geisteshaltung, die zur Restauration neigte. Innerhalb von nur fünfundzwanzig Jahren war aus der kommunistischen Volksbefreiung eine neue absolutistische Herrschaft geworden. Der Zar hatte seine Gewalt von Gott abgeleitet, Stalin leitete sie vom Volk her, was ihn jedoch nicht hinderte, mindestens so unumschränkt zu herrschen wie der Kaiser von Gottes Gnaden. Gleichzeitig damit reduzierte sich der Kommunismus als Weltrevolution zum sowjetischen Imperialismus, dessen außenpolitische Ziele sich verblüffend mit denen des ehemaligen Zarenreiches deckten. Und während die Revolution die Befreiung der Völker verkündet hatte, verhielt sich die neue Sowjetmacht gegenüber ihren nichtrussischen Völkern als brutale Kolonialmacht (man sehe sich nur einmal die Geschichte der Turkvölker unter dem Sowjetregime an), welche auch vor einem Angriffskrieg gegen Finnland und Annexionen nicht zurückschreckte.

Diese restaurativen Tendenzen zeichneten sich keineswegs nur in der Politik ab, sondern erfaßten alle Lebensgebiete. In der Ehemoral war man vom Extrem der freien Liebe beim andern Extrem, dem sexuellen Puritanismus, gelandet. Aus dem Recht aller auf höhere Schulbildung entwickelte sich ein Bildungsmonopol der herrschenden Schicht, das sich unter anderem im Schulgeldzwang für höhere Schulen äußerte. Die Kadettenschulen, eine zaristische Einrichtung, waren in erster Linie den Söhnen höherer Armeeingehöriger und treuer Parteigenossen vorbehalten. Doch dies sind nur einige wenige Beispiele.

Der Zweite Weltkrieg führte die traditionalistische Haltung ihrem Höhepunkt entgegen. Die Rückbesinnung auf das nationale Erbe wurde zur vaterländischen Pflicht. Und *Aleksej Tolstoj* ertotete höchstes Lob, als er Stalin unter dem Bild Peters des Großen verherrlichte ...

Die Entwicklung der Kunst unter dem sowjetischen Regime beleuchtet ebenfalls ausgezeichnet, wie sich die Revolution mit zunehmender Institutionalisierung zum Gegenteil ihrer selbst wandelte. Es fehlte nicht an Künstlern aller Sparten, die sich dem revolutionären Rausch hingeeben hatten. Sie fanden im Volkskommissar für das Bildungswesen, *Lunatscharskij*, auch einen eifrigen Mäzen. Doch je weiter die Zeit voranschritt, desto mehr wurde der vielversprechende schöpferische Aufbruch der ersten Jahre von der Partei eingedämmt, bis er schließlich im parteiamtlichen «Sozialistischen Realismus» sein Ende fand. Nicht grundlos wurde *Lunatscharskij* 1929 auf einen Botschafterposten ins Ausland abgeschoben.

Das Kunststerben nahm 1922 mit der abstrakten Kunst seinen Anfang. Wer nicht wie zum Beispiel *Kandinsky*, *Chagall* und die Brüder *Pevsner* den Weg ins Exil wählte, riskierte zur schöpfer-

rischen Untätigkeit verdammt zu werden. Kein Zufall! Die «Abstraktionisten» hatten eine Vergeistigung der Materie angestrebt und sich in diesem Bestreben vom Realismus abgewandt. Die Kommunisten jedoch verfolgten genau die entgegengesetzte Tendenz. Dies führte zu dem Paradoxon, daß sich gerade die von der Partei propagierte «revolutionäre Kunst» in einer ultrakonservativen Form präsentierte und in einen platten Realismus mündete, dessen Symbolgehalt sich im bloßen Allegorismus erschöpfte.

«Gedachte Arbeitermassen, erhebt euch symbolisch! Kapital, fallen Sie formschön! ... Freies männliches Personal, werft die gedachten Fesseln ab, erhebt euch zum Symbol der Sonne. Schwenkt siegreich die Arme. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, ahmen Sie den ehernen Schritt der Arbeiterkohorten nach. Stellen Sie die Quasi-Arbeiterfüße auf das quasi gestürzte Quasi-Kapital», höhnte 1929 – ein Jahr vor seinem Selbstmord – der enttäuschte Sänger der Revolution, *Wladimir Majakowskij*, in seiner Satire «Das Schwitzbad».

Es war Stalin selbst, der 1950 diese Haltung in seinen Linguistikbriefen theoretisch zu begründen versuchte. 1907 hatte er geschrieben: «Die Evolution bereitet die Revolution vor und schafft den Boden für sie, während die Revolution die Evolution vollendet und ihr weiteres Wirken fördert.» Nun, die sowjetische Gesellschaft war in der Tat wieder bei der Evolution gelandet. Diese Evolution durfte aber nicht zu einer neuen Revolution führen. Deshalb änderte Stalin 1950 seine einstige Aussage, indem er nun verkündete, daß Revolutionen nur in einer in feindliche Klassen gespaltenen Gesellschaft möglich seien. In der sozialistischen Sowjetunion gab es jedoch gemäß der Parteidoctrin keine feindlichen Klassen mehr. Somit war das Problem gelöst. Die restaurative, antirevolutionäre Bewegung konnte ihren – jetzt auch ideologisch untermauerten – Fortgang nehmen. Und sie hat diese Geisteshaltung als Mahnmal für kommende Geschlechter zu Stein werden lassen.

Obwohl *Wladimir Tatlin* bereits Anfang der zwanziger Jahre in genialer Vorwegnahme einen konstruktivistischen Stil propagiert hatte, kamen seine revolutionären architektonischen Pläne nicht zum Zuge. An ihrer Stelle triumphierte die stalinistische Architektur, jene Monumentalpatisserie, welche selbst von Stalins Nachfolgern abgelehnt wird, die sie verhasst als «Irrtum» und als «unkritisches Verhalten gegenüber dem Kulturerbe» bezeichnen. – Doch es handelt sich hier keineswegs um einen Irrtum, sondern um die strenge Logik der revolutionären Entwicklung in der Sowjetunion. Der Beweis ergibt sich unter anderem aus jenem Satz in den «Grundlagen der marxistisch-leninistischen Ästhetik» (Moskau 1961), wo es heißt: «Die Widerspiegelung der gesamten Lebensweise und Lebensordnung einer Gesellschaft und die Verkörperung der Ideen einer Epoche zeigen sich in der Architektur mit außerordentlicher Überzeugungskraft.»

Während ihnen die Schatten von Stalins Wolkenkratzer durchs Fenster fallen, versuchen die heutigen kommunistischen Führer, die stalinistische Ära der Vergangenheit anheimzugeben. Und während sie die Oktoberrevolution als Förderin der Evolution preisen, versuchen sie gleichzeitig, zu jenen evolutionären Prinzipien zurückzufinden, welche eben diese Revolution unterbrochen oder gebremst hatte (man beobachte nur zum Beispiel die gegenwärtige sowjetische Wirtschaftsreform!) ... In einem Punkt hingegen sind sie sowohl der Revolution als auch Stalin treu geblieben. Sie propagieren noch immer die kommunistische Revolution als Mittel der Erlösung – allerdings nur für die andern. Sich selber betrachten sie bereits als erlöst. Sie wollen keine Revolution mehr, und dies mit gutem Grund.

«Die Wahrheit ist schwerer als Gold. Doch wirf sie ins Wasser, und sie schwimmt», sagt ein russisches Sprichwort. Auch die Vergangenheit läßt sich nicht ertränken. Gleich einem Kork taucht sie immer wieder auf.

R. Holz, Lyon

Zwischen Dichtung und Wahrheit

Rolf Hochhuth hat mit seinem Erstlingsdrama «Der Stellvertreter» einen eindrucksvollen publizistischen Erfolg errungen. In den fünf Jahren seit seiner Entstehung wurde das Stück in 17 Sprachen übersetzt; auf nahezu 100 Bühnen in 25 Ländern aufgeführt und hat überall stürmische Diskussionen, Demonstrationen, Proteste und Theaterskandale ausgelöst. Diese Wirkung beruht vor allem darauf, daß der Autor den römischen Papst, dem von den katholischen Gläubigen auf der ganzen Welt nicht nur eine menschliche, sondern auch eine religiöse Verehrung entgegengebracht wird, der Mitschuld an den Judenverfolgungen der Nazis anklagt. Trotz einer ähnlichen Themenstellung ist zu befürchten, daß Hochhuth mit seinem zweiten Theaterstück¹ nicht den gleichen Erfolg haben wird. Diesmal wird Winston Churchill der Tötung wehrloser Zivilisten sowie der kaltblütigen Beseitigung des Chefs der polnischen Exilregierung, des Generals Sikorski, beschuldigt. Indes ist Churchill doch wohl nur für die englischen Völker zum patriarchalischen Vater-Mythos geworden. Das verringert den Umfang des Skandals. Hochhuth hat es freilich nicht verabsäumt, das propagandawirksame Aufführungsverbot im Londoner Nationaltheater, wo die Premiere hätte stattfinden sollen, seinem Stück als Schlußpointe anzufügen.

Modernes Welttheater

Das Vorspiel trägt die Bezeichnung «Everyman». Im Jahre 1964 begeht man das Zentenarium der Unterzeichnung der Ersten Genfer Konvention. Peter Dorland, ein Bombermajor der RAF, inszeniert in den Ruinen der Michaelskirche von Coventry ein modernes Jedermann-Spiel. Er möchte damit erreichen, daß zu dem Landkriegsrecht und dem Seekriegsrecht auch ein Luftkriegsrecht in die Statuten des Roten Kreuzes aufgenommen werde, welches die Bombardierung von Nicht-Kombattanten verbietet. Darüber unterhält sich nun Dorland mit einigen Männern aus verschiedenen Nationen. Zwischendurch hört man von einem Tonband – es soll «ein bauchig geschlechtswarmes Organ» sein (25) – Feldmarschall Kesselrings Bericht über die Bombardierung Rotterdams. Ein Steinmetz bemerkt zu Dorland, er habe gut daran getan, die Gottvater-Figur aus dem Spiel zu lassen, weil sie doch nur von unserer menschlichen Haftung ablenke. «Deshalb sind die Religiösen so selten human, sie vergessen über ihrem Gottgequassel, daß es stets nur einen Weg zu ihm gab: den Mitmenschen als sein Ebenbild behandeln» (19).

Dann hebt das eigentliche Jedermann-Drama an. Der Zuschauer hat es sich als Spiel im Spiel vorzustellen. In der Regieanweisung heißt es pathetisch: «Licht vom unerschöpften Lichte über der Nordsee, Frühjahr 1943.» Auf dem Achterdeck eines Schlachtschiffs, unterwegs nach Scapa Flow, flirtet ein Hauptmann der polnischen Untergrundarmee mit Churchills hübscher Ordonnanz, dem weiblichen Leutnant Helen. Er wird dafür mit ihrem Kabinenschlüssel belohnt. Nach diesem Schauspiel britisch-polnischer Kriegskameradschaft tritt Churchill auf, «der rothaarige Gnom», «der manische Monologist»: so Hochhuth (51). Ferner Churchills technischer Berater Lord Cherwell und der britische Generalstabschef Alan Brooke. Die drei besprechen politische und militärische Tagesfragen, insbesondere den strategischen Nutzen von Bombenangriffen auf Städte, wobei auch Greise, Kinder und Frauen umkommen. Da tritt Sikorski herein und verlangt eine Untersuchung über die von den Russen in Katyn ermordeten 4000 polnischen Offiziere. Churchill versucht alles, um den General von diesem, gewiß berechtigten, Vorhaben

¹ Rolf Hochhuth, Soldaten, Nekrolog auf Genf, Tragödie (Rowohlt Paperback, Hamburg 1967).

abzubringen. Er braucht die russischen Armeen im Kampf gegen Hitler, zumal die Alliierten noch immer nicht imstande sind, die von Stalin geforderte Invasion Frankreichs einzuleiten. Gerade deshalb müssen sie ihn vorerst mit den spektakulären Städtebombardierungen vertrösten. Der Pole will sich mit seinem Anliegen auch an Roosevelt wenden. Aber ebenso dringend benötigt Churchill Amerikas Hilfe. Und Roosevelt ist auf die acht Millionen polnischer Wähler in den USA und somit auf deren Chef General Sikorski angewiesen. Mit einem dramatischen Rede-Duell zwischen Churchill und Sikorski schließt der erste Akt effektiv.

Während des ganzen zweiten Aktes erblicken die Zuschauer den englischen Premierminister in seinem Bett. Die Bühnenanmerkungen beginnen mit dem lapidaren Satz: «Daß Bett und Schlachtfeld, die zwei wesentlichen Aktionszentren vitaler Entladung, sich dem Theater entziehen, ist ästhetisch zwar ein Glück, doch keine Äußerlichkeit.» Gleichwohl: weil dieses Möbelstück, wie Hochhuth seitenlang erläutert, einen unabsehbaren Anteil an Churchills politischem und literarischem Lebenswerk hat, «so soll denn auch sein Bett hier ... betonen, daß wir im Theater sind» (97). – Von dort aus also diskutiert Churchill die Regierungsgeschäfte, ähnlich wie im ersten Akt und mit denselben Männern. Da trifft die alarmierende Nachricht ein, Stalin habe die diplomatischen Beziehungen zu Polen abgebrochen. Englands Kriegsbündnis mit Rußland ist aufs höchste gefährdet! Churchill, «röchelnd vor Wut ...», reibt sich das Kinn und stampft richtungslos umher» (108). In listig versteckten Andeutungen rät Lord Cherwell, dem unbequemen Sikorski in Gibraltar einen Flugzeugunfall zustoßen zu lassen – dann, wenn auch der russische Botschafter Maisky dort zwischenlandet. Dadurch fele der Verdacht auf die Russen!

Der dritte Akt spielt an einem Sonntag im Apfelgarten von Chequers, dem Landsitz der englischen Premierminister. Diesmal werden die Regieanweisungen mit einem feierlichen Zitat von Francis Bacon eingeleitet: «Gott der Allmächtige pflanzte zuerst einen Garten, und in der Tat ist dies die reinste aller menschlichen Freuden.» Hochhuth wünscht, daß das Bühnenbild genau nach den hohen Ansprüchen des Hofmannes aus dem sechzehnten Jahrhundert eingerichtet sei. «Denn unsere Szenerie ist ein ironischer Vorwurf» (132). Nach einer abermaligen Liebeszene zwischen Helen und dem polnischen Hauptmann kommt es zu dem großen Streitgespräch zwischen Churchill und Allen Bell, dem Bischof von Chichester. Bell bemüht sich vor allem mit humanitären Argumenten, Churchill zur Einstellung der Städtebombardierungen zu bewegen. «Nur die Zahl seiner Opfer unterscheidet den Sittlichkeitsverbrecher, der im Waffenrock und durch Befehl getarnt mit Vorsatz Zivilisten mordet – von jenem ..., der eine Siebzehnjährige nachts im Park schlachtet» (178). Erfüllt von seiner Mission kämpft er verzweifelt um die gute Sache. Er kann sich jedoch nicht durchsetzen, seine geistige Position ist viel zu schwach. «Den Arbeiter ... und die Arbeiterin in der Rüstung? Ich fürchte ja – die darf man töten» (152), muß er resignierend einräumen. Und als dann der tödliche Unfall Sikorskis gemeldet wird, ahnt der polnische Hauptmann plötzlich die fatalen Zusammenhänge. Daran zerbricht seine Liebe zu Helen.

Der Epilog zeigt dasselbe Bühnenbild wie das Vorspiel. Vater und Sohn Dorland erörtern mit dem Steinmetz die Frage, ob die Opferung Sikorskis politisch, moralisch vertretbar gewesen sei. Ein Amerikaner bittet um das Theaterplakat für die Kunstsammlung seiner Mutter. Das Ganze dauert nur ein paar Minuten und wurde in der Uraufführung an der Berliner Freien Volksbühne kurzerhand gestrichen.

Aktuelle Zeitgeschichte

Hochhuths «Soldaten» sind ein ausgesprochenes Tendenzstück in Form einer zeitgeschichtlichen Montage oder einer dramatisierten historischen Dokumentation. Er will einer verkannten und verdrängten Wahrheit zum Siege verhelfen, vielleicht als Beitrag zur Bewältigung der deutschen Vergangenheit? Da nun die Hauptpersonen, um die es hier geht, jahrelang im Mittelpunkt des Weltinteresses standen, muß es sich der Autor wohl gefallen lassen, daß man ihn nach Beweisen für seine provozierenden Thesen befragt. Diesmal hat er auf den Anhang von Kommentaren und Zitaten verzichtet. Am Beispiel des «Stellvertreters» hat sich längst herausgestellt, daß eine derart dilettantische und minimale Dokumentation das Stück weder besser noch schlechter macht und überdies keinen kritischen Kopf zu überzeugen vermag. Aus einer umfangreichen Memoirenliteratur (außer der deutschen) breitet Hochhuth in den Zwischenbemerkungen eine Fülle von Überlegungen und Fakten, Details aus, offenbar, um den Eindruck strengster historischer Genauigkeit zu erwecken. Manches davon hat mit dem Inhalt des Stückes gar nichts mehr zu tun. Wie zum Beispiel, daß Lord Cherwell 13 Jahre nach den Ereignissen, von denen hier die Rede ist, geadelt wurde; oder daß Bischof Bells Witwe zwei Jahre nach dessen Tod einen Privatdruck seiner Gedichte veranstaltet hat usw. Im gleichen Atemzug verspottet Hochhuth wiederum den «Dokumentierungs-Optimismus» und die «eifernde Quellengläubigkeit» der Geschichtsforscher und fragt: «Verdienen Dokumente intensivere Beachtung als – Lücken? Zum Faktischen verhält das Dokument sich ... wie zur Vase die Scherbe» (95). Daher hält er sich an die poetische Lizenz, historische Gegebenheiten umzuformen oder zu erfinden. Zum großen Dialog zwischen Churchill und Bischof Bell notiert er: «Die Begegnung ... fand vermutlich nur in unserer Phantasie statt» (133). Dann wieder ist er so gewissenhaft, daß er das Gespräch zwischen dem Gouverneur von Gibraltar und Madame Sikorska nicht einbaut, «nur weil das einige Wochen später stattfand» (182). Diese widersprüchliche Methode, die schwer auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen ist, läßt die Grenzen zwischen geschichtlicher Authentizität und dichterischer Phantasie weitgehend im ungewissen.

Hochhuth spricht Churchill zweier Verbrechen schuldig. Das erste ist die sinnlose Tötung Zehntausender Unschuldiger durch die Flächenbombardierungen. Hat sie Churchill aus strategischen Gründen angeordnet oder, nun ja, aus Kriegslust? Die Antwort liegt auf der Hand, wenn wir Hochhuth glauben wollen: «Churchill ist ... der personifizierte Kriegstrieb und Kreislauf jenes Säkulums, in dem mehr Menschen gewaltsam zur Strecke gebracht wurden, als jemals zuvor seit Beginn der Welt» (127). Gewiß war 1943 der militärische Wert dieser Kampfweise noch keineswegs ausreichend getestet; das gilt nicht nur für Churchill allein. Sogar Hitlers Rüstungsminister Albert Speer befürchtete nach der Bombardierung Hamburgs, er könne die Rüstungsproduktion nicht aufrechterhalten, wenn weitere sechs deutsche Großstädte ähnliche Verwüstungen erlitten. In einem Interview (mit W. Venohr, Die Zeit, 6. Oktober 1967) gibt Hochhuth selbst zu, diese Art der Kriegsführung sei damals «absolut nötig» gewesen. Schließlich erwähnt Peter Dorland im Epilog, Churchill habe 1953 auf der Bermudakonferenz ein Gesetz zum Schutz der Offenen Städte gefordert. Das war vielleicht etwas spät, sicher jedoch vergeblich! Rudolf Augstein meint zu diesem Problem: Hochhuth sei, «was die Moral anlangt, einer Irrlichterei erlegen: er hat sich zu viel entrüstet, und er hat zu wenig nachgedacht» (Der Spiegel, 9. Oktober 1967, S. 162).

Wesentlich schwerwiegender ist der zweite Vorwurf, Churchill trage die Schuld an der heimtückischen Ermordung Sikorskis durch den englischen Secret-Service. Im Drama führt Hochhuth allerlei Indizien an, welche die ungeheuerliche Anklage

erhärten sollen. Etwa: dies sei bereits der vierte mysteriöse Flugzeugunfall Sikorskis gewesen; oder: man habe die Leichen der vier Geheimdienstleute niemals aufgefunden, obwohl das Meer dort nur ein paar Meter tief sei usw. Jedenfalls reichen Hochhuths Indizien für einen eindeutigen Schluß nicht aus, was ja auch nicht die Aufgabe des Dichters, wohl aber des Historikers wäre. Auf der anderen Seite berichtet zum Beispiel der russische Botschafter in den Memoiren, sein Flugzeug sei an dem betreffenden Tag gar nicht in Gibraltar zwischen- gelandet, sondern auf einem Landeplatz in der Libyschen Wüste. Wie dem immer sei, Hochhuth sah sich veranlaßt, seine Version von Sikorskis Tod in einer siebzehn Seiten langen Darlegung eigens zu rechtfertigen (Der Spiegel, 2. und 9. Oktober 1967). Mit Erstaunen konstatiert der Leser, daß Churchill hier viel besser und Sikorski viel schlechter wegkommen als in dem Theaterstück. Trotz der zusätzlichen Gründe, welche Hochhuth beibringt, gelingt es ihm abermals nicht, die Frage zu klären. Nun hat sich aber der englische Zeithistoriker David Irving, von Hochhuth angeregt, mit diesem Fall befaßt (Accident. The Death of General Sikorski. Verlag William Kimber, London, 1967). Auch er gelangt nicht über eine neunzigprozentige Wahrscheinlichkeit für Hochhuths These hinaus. «Das Rätsel bleibt daher bestehen: was verursachte den Absturz, in dem Sikorski zu Tode kam?» Übrigens erklärt Irving, der auch Zutritt zum unveröffentlichten Nachlaß Lindemanns hatte (das ist im Drama Lord Cherwell), dieser sei nirgends in eine Mordverschwörung verwickelt gewesen. Recht seltsam ist die offenbar endgültige Rechtfertigung Hochhuths, indem er sich auf das Zeugnis eines noch lebenden gebürtigen Briten beruft. Nicht nur, daß er dessen Namen verschweigt; er hat die Unterlagen im Safe einer Schweizer Bank deponiert, wo sie nicht vor dem Jahr 2017 zugänglich gemacht werden. Hochhuth wird seine Gründe für diesen sonderbaren Rückzug haben. Trotzdem besteht die Gefahr, daß er die Gutgläubigkeit der Öffentlichkeit auf eine zu harte Probe stellt. Immerhin ist kein Dramatiker verpflichtet, für sein aktuelles Zeitstück eine Geschichte zu wählen, die er nicht beweisen kann oder – darf?

Dichterische Freiheit

Doch Hochhuth ist schließlich ein Bühnendichter, er schreibt aggressives Theater, das die Zuschauer aufrütteln soll. Er hat sich auch diesmal viel vorgenommen. Eine ungekürzte Auf- führung des wortreichen und handlungsarmen Stückes würde sechs bis sieben Stunden dauern. Er hat daher etwa zehn bis zwanzig Prozent der Sprechtexte in eckige Klammern gesetzt: «mindestens» diese seien bei Bühnenaufführungen auszulassen. Dennoch haben sich während der Einstudierung zur Berliner Premiere Schwierigkeiten ergeben; noch nach der Generalprobe hat der Regisseur zwei Rollen einfach gestrichen! Das Drama wirkt eher wie ein Haufen Rohmaterial, das – auch sprachlich – bearbeitet werden muß, und verrät mehr vom leidenschaftlichen Fanatismus des Autors als von seiner künstlerischen Gestaltungskraft. Walter Muschg, der verstorbene Basler Germanist, mit dem Hochhuth befreundet war, weist (im Zusammenhang mit dem «Stellvertreter») auf Goethe und Schiller hin. Manche ihrer Dramen hätten einen ähnlichen Umfang. Schiller habe zum Beispiel vom «Don Carlos» drei Redaktionen und zwei Bühnensfassungen hergestellt. Ja, eben! Genau das möchte man Herrn Hochhuth nachdrücklich empfehlen!

Der Autor bezeichnet sein Stück einmal als einen «altmodischen Versuch, die Bretter als Podium des Welttheaters auszugeben» (50). In der Tat erinnert die Kompositionsweise an klassische Vorbilder, zum Beispiel gerade an Schillers «Don Carlos». Hier steht der Marquis Posa gegen Philipp II. wie im «Stellvertreter» der Jesuit Fontana gegen Pius XII. und wie in den «Soldaten» Bischof Bell gegen Churchill. Auch erscheint Hochhuths Liebespaar den Schillerschen Max und Thekla im «Wallenstein» nachgebildet. Mit dem Unterschied allerdings,

daß die beiden bei Schiller viel stärker in die Haupthandlung eingefügt sind als bei Hochhuth. Er könnte sie weglassen, ohne die Aussage des Stückes merkbar zu schmälern. Etwas ähnliches gilt von der Rahmenhandlung des Jedermann-Spieles. Nur eine Person daraus kommt im Hauptteil vor. Und «die Moral von der Geschichte», welche die Rahmenhandlung verdeutlichen soll, wird aus dem Hauptteil allein ohne weiteres klar. Vielleicht findet sich ein Regisseur, der das Experiment wagt und nur die drei Hauptakte auf die Bühne bringt: die Wirkung wäre geballter, konzentrierter.

Ursprünglich hatte Hochhuth vor, ein Drama über die Städtebombardierungen zu schreiben. Im Verlauf der Arbeit stieß er auf den Fall Sikorski, der ihn so faszinierte, daß er sein Stück umänderte. Daraus ist dann eine Art Zwillingsdrama entstanden. Im ersten Akt liegt das Schwergewicht auf dem Kampf zwischen Churchill und Sikorski, im dritten auf dem Dialog zwischen Churchill und dem Bischof von Chichester. Die Doppelgleisigkeit verwirrt das Publikum und paralyisiert die Stoßkraft der sittlichen Entrüstung, die der Autor doch beabsichtigt. Dies um so mehr, als Hochhuth betont, daß die Spannung zwischen Churchill und Sikorski für sich schon «eine Tragödienkonstellation von klassischer Ausweglosigkeit» darstellt (Der Spiegel, 2. Oktober 1967, S. 134).

Die zweite Premiere der «Soldaten» in Bochum bestätigte die Vermutung, daß die Sensationsmacherei, welche der Berliner Uraufführung vorausgegangen war, die Wirkung des Stückes eher beeinträchtigt als begünstigt hat. Wie man hört, folgte das Publikum den dramatisierten Auseinandersetzungen mit intensiver Aufmerksamkeit. Indes sind Aktualität und Provokation allein noch keine künstlerischen Qualitäten. Wohl können sie genügen, um eine klug arrangierte Aufführung der «Soldaten» zu einem nachhaltigen Theaterabend werden zu lassen. Jedenfalls fordert das Drama zu einer Stellungnahme heraus, wahrscheinlich nicht ganz in dem Sinne, den der Autor gewünscht hatte. Vielleicht geben uns die kommenden Aufführungen mehr Aufschluß.

Dr. Georg Bürke, Wien

Korrigenda: Der Untertitel des Artikels «Vielleicht ist es aber wahr» von Prof. Dr. J. Ratzinger (Nr. 1, S. 5) muß richtig heißen: Von der Unabweisbarkeit des Glaubens. Wir bitten das Versehen zu entschuldigen.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins.

Redaktion und Administration (Abonnement und Inserate): Scheideggstraße 45, 8002 Zürich/Schweiz. Telefon (051) 27 26 10. Postcheckkonto: 80-27842

Bestellungen: bei der Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
Deutschland: Volksbank Mannheim, Postcheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975). - Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postcheck 60.675 mit Vermerk «Orientierung» (26849) - Belgien-Luxemburg: siehe Schweiz - Dänemark: an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung»
C. E. Suisse No 20/78611 - Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung».

Abonnementspreise:

a) *Ganzes Jahr:* sFr. 17.- / DM 18.- / öS 100.- / bFr. 210.- / dän.Kr. 28.- / FF 20.- / Lire 2500.- / US\$ 4.50

b) *Halbes Jahr:* sFr. 9.- / DM 9.50 / öS 60.- / bFr. 110.- / dän.Kr. 15.- / FF 11.- / Lire 1300.-

c) *Gönner:* sFr. 22.- / DM 23.- / usw.

d) *Studenten:* jährlich sFr. 10.- / DM 10.- / öS 70.- / bFr. 120.- / dän.Kr. 16.- / FF 12.- / Lire 1400.-

e) *Einzelnummer:* sFr. 1.- / DM 1.- / öS 6.- / bFr. 12.- / dän.Kr. 1.60 / FF 1.20 / Lire 140.-

Eucharistischer Weltkongress

August 1968 Bogotá

Außergewöhnliche Studienreise nach

USA - Mexiko - Kolumbien

Hervorragendes Programm unter bester wissenschaftlicher Reiseleitung, mit Besuch von New York (4 Tage), Washington, Atlanta, New Orleans, Houston, Laredo, Mexiko-City (6 Tage), mit Teotihuacan, Guadalupe, Puebla, Pyramide von Cholula, Toluca, Taxco sowie Bogotá (6 Tage). 22. bis 25. August Teilnahme am Eucharistischen Weltkongress.

24 Tage Fr. 4995.-

Flüge mit modernsten Jets, sehr gute und bewährte Hotels. Detailprospekte bei

**Orbis-Reisen, Bahnhofplatz 1,
9000 St. Gallen, Tel. 071 22 21 33**

Reise- und Feriengenossenschaft der Christlichen Sozialbewegung

Wallfahrten und Studienreisen ins Heilige Land, nach Rom, Lourdes mit dem Flugzeug.

INTERKO

Die beliebten und bewährten

biblischen Studienreisen

unter wissenschaftlicher Führung, durchgeführt vom INTERKONFESSIONELLEN KOMITEE FÜR BIBLISCHE STUDIENREISEN

1968 kommen zur Durchführung:

Standard-Programm Heiliges Land

Ein umfassendes Programm zum Studium aller bedeutenden biblischen und archäologischen Stätten Palästinas von den Quellen des Jordans bis zum Golf von Akaba.

Flugpauschalreisen von 17 Tagen, wovon 15 Tage im Vorderen Orient (60. bis 65. Wiederholung)

1. Reise Sonntag, 24. März, bis Dienstag, 9. April
Leitung: Dr. theol. Peter Welten, wissenschaftl. Assistent an der Theol.-evang. Fakultät der Universität Tübingen
2. Reise Ostersonntag, 14. April, bis Dienstag, 30. April
Leitung: Dekan Dr. Otto Bächli, Suhr/Aarau
3. Reise Ostermontag, 15. April, bis Mittwoch, 1. Mai
Leitung: Professor Dr. Rudolf Schmid, Luzern
5. Reise Montag, 22. April, bis Mittwoch, 8. Mai
Leitung: Professor Georg Schelbert, Schöneck
6. Reise Montag, 22. Juli, bis Mittwoch, 9. August
Leitung: Dr. theol. Othmar Keel, Lehrbeauftragter an der Theol. Fakultät der Universität Fribourg
7. Reise Sonntag, 29. September, bis Dienstag, 15. Oktober
Leitung: Univ.-Prof. Dr. Bo Reicke, Basel

Spezialprogramme:

Griechenland, einschließlich Kreta und Rhodos

auf den Spuren des Apostels Paulus und der griechischen Antike
Montag, 15. April, bis Mittwoch, 1. Mai
Leitung: Prof. Dr. Georg Christ, Zürich

Türkei,

auf den Spuren der Hethiter, der Apostel Paulus und Johannes und des frühen Christentums

Montag, 30. September, bis Donnerstag, 17. Oktober
Leitung: Univ.-Prof. Dr. Hans Wildberger, Zürich

Vorderer Orient

(Libanon, Syrien, Jordanien, mit Besuch von Byblos, Ugarit, Palmyra, Mari, Dura Europos, Damaskus, Gerasa, Petra u. a. m.)
Sonntag, 29. September, bis Sonntag, 13. Oktober
Leitung: Univ.-Prof. Dr. H. J. Stoebe, Basel

Referenzliste und detaillierte Programme sowie alle Auskünfte sind erhältlich bei der

Geschäftsstelle des Interko:

Eugen Vogt, Habsburgerstrasse 44, 6002 Luzern

Telefon (041) 2 44 64